

NR. 11
NOVEMBER 1991
43. JAHRGANG

Um Unterlagen über den russischen Philosophen Semjon Frank zu sammeln, arbeitete der Slawistikstudent Philip Boobyer im Frühjahr drei Monate am Institut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften in Moskau. Anschliessend verbrachte er zwei Wochen in Leningrad und einige Tage in Minsk. Dies war sein zweiter längerer Besuch in der Sowjetunion. Schon Ende 1984, in der «Zeit der Stagnation» unter Gorbatschew, habe er fünf Monate dort verbracht, aber erst jetzt sei es ihm möglich gewesen, sich wirklich mit vielen Menschen

- Überlegungen nach einem Studienaufenthalt in Moskau
- Unser Interview: Früher vertrieben sie die Bücher im geheimen, heute nehmen 6000 Studenten an ihrem Korrespondenzkurs teil
- Wie Frau Sawicka in Łodz ihren Telefondienst für alleinstehende Mütter einrichtete
- Berliner Ehepaar zum dritten Mal in Galizien zu Besuch
- Unser Porträt: Der vielseitige Arzt David Allbrook
- «Wie es weitergeht»
- Kurznachrichten aus England, Argentinien und Indien

Im Osten ~~niehts~~ Neues?

anzufreunden, da sie heute mehr als bereit seien zu sprechen. Es folgen (gekürzt) einige seiner Überlegungen:

★ Auch das gründlichste Studium kann einen nicht auf den Kontakt mit einer anderen Gesellschaft vorbereiten, vor allem wenn sie solche Umwälzungen erlebt hat wie Russland und die andern sowjetischen Republiken in letzter Zeit. Ich erinnere mich besonders gut, wie einem Mann mittleren Alters der Kragen platzte – mir und allen westlichen Menschen gegenüber, die sich anmassen zu verstehen, was die Sowjets erlebt haben. Er wies darauf hin, dass heute die russische Sprache mit Wörtern aus den Gefängnislagern gespickt und so voller leiser Doppelsinnigkeiten sei, dass sie ein Aussenseiter unmöglich vollständig erlernen könne. Niemand solle behaupten, er verstehe. – Dann sagte er, die Perestroika sei für ihn zu spät gekommen. Er sei ein Mann in den Vierzigern, und das Fundament zu seinem Leben sei schon gelegt.

★ Bei einem Treffen mit einem bekannten Bühnenautor entdeckte ich, dass er ein Theaterstück zu ebendiesem Thema in Arbeit hatte: über einen Mann, der Perestroika und Glasnost hasst, weil seine Jugend schon vorbei ist und er nicht mehr richtig wird davon profitieren können.

★ Eine Theaterregisseurin erwähnte, dass sie über ihre Eltern hinaus nicht wisse, wo ihre Vorfahren herkommen. Menschen wie sie sind von ihrer Vergangenheit abgeschnitten und dadurch irgendwie auch von einem Stück ihrer selbst.

Ich freute mich, einige junge russische Historiker zu treffen, die versuchen, ihre eigene Geschichte zu entdecken. Sie suchen Archive auf, kopieren handschriftlich (Fotokopierer sind rar) alte Dokumente und lassen sie veröffentlichen. Ihre Arbeit ist Teil einer Wiederentdeckung einer ganzen Geschichte. Dies tönt ganz einfach, aber es gibt noch viele, die sich an die «gute alte Zeit» unter Stalin und Breschnew erinnern und denen die Geschichte unbequem ist.

★ Man kann das Leiden idealisieren und betonen, dass jene, die gelitten haben, am meisten zu geben haben. Teilweise stimmt dies auch, verfügen doch jene, die sich durchs Leiden hindurchgekämpft haben, über Wahrheiten, die wir im Westen dringendst brauchen. Aber sehr wenige haben sich vollends durchkämpfen können.

★ Ich habe mir über das Wort «Normalität» Gedanken gemacht. Im Westen besteht eine Tendenz zu verneinen, dass es normale und anormale Menschen, nor-

male und anormale Lebensweisen gebe. Doch die Sowjetunion widerlegt dies in jeder Hinsicht. Oberflächlich gesehen ist alles einigermaßen normal. Die Menschen arbeiten, essen, feiern, gehen ins Kino. Aber hinter dieser Normalität ist vieles anormal. Menschen gehen wohl zur Arbeit, aber viele arbeiten dabei nicht. Wohl essen sie zwei- oder dreimal täglich, aber Lebensmittelproduktion und -verteilung sind zusammengebrochen, die Läden leer, die Mütter füllen ihre Kühlschränke notvorratsmässig mit allem, was sie finden können, und stehen oft bis zu sieben Stunden für Butter an. (Ein Freund meinte, im Westen verbrächten die Menschen ihre Freizeit mit der Pflege des Gartens, in Russland pflege man das Anstehen.)

★ Das System hatte die persönliche Verantwortung aufgehoben; in der Folge fehlt vielen die eigene Initiative. Das öffentliche Leben ist mittelmässig, aber sobald man jemandes Wohnung betritt, ist alles anders und oft sehr schön. Gewiss ist es normal, dass Menschen ein Minimum an Privateigentum haben: Sie müssen auf das selbst Geschaffene stolz sein können.

★ Neben Freiheit und Geschichte scheinen mir in der heutigen Sowjetunion zwei Themen von Bedeutung: Hoffnung und

Hochschule im Eigenbau

Liebe. Es erstaunt nicht, dass die Menschen unter Angst leben: Angst vor einer Rückkehr zum alten System, vor einer Schliessung der Grenzen, vor der möglichen morgigen Hungersnot. Im Westen befassen wir uns mit einer Verbesserung der Dinge. In Russland wird oft im vornherein angenommen, dass sich alles nur verschlechtern wird, und die Erfahrung bestätigt dies leider auch oft.

★ Wo liegen denn die Quellen der Hoffnung? Mir scheint, eine Antwort muss auf geistiger Ebene liegen: Es ist nutzlos, bloss auf eine verbesserte zukünftige Gesellschaft zu setzen. Gott bietet sich hier und jetzt an. Christus brachte die gute Nachricht, dass das Reich Gottes mitten unter uns und in uns ist. Dies soll uns jedoch nicht davon abhalten, für eine bessere Gesellschaft zu arbeiten.

★ Ein anderer Freund, Professor für russische Philosophie, meinte, in der Sowjetunion hätten viele eine schwierige Vergangenheit und müssten nun lernen, die Menschen mitsamt ihrer Vergangenheit zu lieben, um auch ihr Land wieder zu lieben. Menschen zu lieben, ohne sentimental zu werden, ein Klima der Ermutigung zu schaffen, in dem Menschen ein neues Selbstvertrauen finden, das sei eine grosse Aufgabe.

★ So war ich nach meinem Besuch in der Sowjetunion ermutigt durch die Zuversicht, die Tapferkeit vieler Menschen dort, ihre Erfahrungen und Hoffnungen. Vor allem auch durch die grosszügige Gastfreundschaft, die jedem Besucher auffällt.

★ Alles ist anders als vor sechs Jahren, und man kann sich schwer vorstellen, wie die Dinge tatsächlich rückgängig gemacht werden können, doch für die Menschen ist es ein Erwachen aus einem Alptraum, und die Genesung wird viel Zeit benötigen.

Tanja und Viktor Popkow aus Moskau haben mit einigen Kollegen ein religiöses Schulungszentrum eingerichtet, weil sie der Ansicht sind, dass Religion heutzutage bei ihnen zwar modisch geworden ist, dass aber viele einfach die Dogmen des Marxismus durch die Dogmen des Christentums ersetzen wollen, ohne eine innere Umwandlung und Bekehrung zu erleben. Deshalb muss ein Klima der Toleranz und der Offenheit geschaffen werden, damit sich die Menschen – viele zum erstenmal in ihrem Leben – auf den Weg der inneren Entdeckung machen können. Das Zentrum soll ihnen diesen Freiraum bieten, wie auch den Rahmen für Studien auf Universitätsebene. In einem ihrer Kurse haben sich bis heute 6000 Personen eingeschrieben. Wir stellten ihnen anlässlich ihres Schweizer Besuches einige Fragen:

Wie hat denn das Ganze angefangen?

VIKTOR: Das ist gar nicht kompliziert. Die Idee entstand vor zweieinhalb Jahren. Wir hatten immer wieder Schwierigkeiten, der Nachfrage nach religiösen Büchern gerecht zu werden. Uns lag sehr daran, eine möglichst grosse Anzahl Menschen zu erreichen, denn sofort nach den demokratischen Veränderungen öffneten sich neue Türen, und alle wollten wissen und lernen.

Früher konnten wir nur im Untergrund geistliche Bücher kopieren und verteilen wie viele andere auch. Aber jetzt wollten wir den Menschen mehr

über die Geschichte des Christentums, über die Essenz der Ideen vermitteln und sie mit den verschiedensten Konfessionen und Glaubensrichtungen in Kontakt bringen. Wir begannen im Rahmen der «Russischen Offenen Universität». Dort wurden mehrere neue Fakultäten eröffnet, darunter jene für Religion. Wir wurden gebeten, bei der Ausarbeitung ihres Lehrplanes mitzuhelfen.

Als die Fakultät kurz darauf wieder geschlossen werden musste, waren wir eigentlich froh, denn nun waren wir nicht mehr von administrativen Rahmenbedingungen eingengt und konnten unser eigenes Zentrum gründen. Es blieb aber der Universität angeschlossen, so dass unsere Studenten dort immatrikuliert werden konnten. Man bat uns, den Lehrplan für Universitäten weiter auszuarbeiten.

So sind Sie eine Art Professor geworden?

Nein, das überlassen wir den Lehrkräften. Ich bin vollauf mit der Administration beschäftigt. Wir helfen bei der Suche nach geeigneten Dozenten.

Wen meinen Sie mit «wir»?

Die Idee kam von einem Freund und mir, doch nun hat sich eine ganze Gruppe mit diesen Anliegen gebildet. Dazu gehört auch ein Priester, aber die meisten von uns sind Laien.

Sie sagen, Sie wollen durch Ihre Kurse den Menschen den Zugang zu ihrer Kultur, zu ihrer religiösen Tradition wieder öffnen. Können Sie dabei alte, vielleicht versteckte oder vergessene Bücher zurückgreifen, auf ein Echo im Gedächtnis der älteren Menschen, oder müssen Sie mit allem ganz von vorn beginnen?

VIKTOR: Eigentlich muss man ganz von vorn anfangen. Siebzig Jahre sind eine lange Zeit; da gibt es auch wirklich beinahe nichts mehr, vor allem weil all diese Literatur ja verboten und aus Bibliotheken, Büchereien, Schulen systematisch entfernt und zerstört worden war. Auch jetzt kann man in den Buchläden nur ganz wenig finden und meist erst noch in Fremdsprachen.

TANJA: Die Menschen möchten die Vergangenheit kennenlernen und sie wo möglich auch übernehmen. Aber was sie da so alles entdecken, auch über die Zeiten vor der Revolution, gefällt ihnen dann plötzlich nicht mehr.



In St. Petersburg (ehemals Leningrad) vor dem Winterpalast, der das berühmte Eremitage-Museum beherbergt



Viele dachten, man könne einfach alles um 75 Jahre zurückdrehen, aber jetzt finden sie heraus, dass es damals viele Ungerechtigkeiten gab, dass die übermässigen Privilegien, welche die Kirche damals genoss, zum Teil auch Mitauslöser der Revolution waren. – Wir dürfen also nicht einfach in die Vergangenheit zurückkehren, sondern müssen ihr einen neuen Inhalt, den alten Wahrheiten eine neue Bedeutung geben. Es nützt nichts, sozusagen zur Folklore eines Russland vor 1917 zurückzukehren. Auch das Nachholen der historischen Erkenntnisse über Christus genügt nicht. Nachdem man uns so lange erzählt hat, Gott sei tot, müssen wir den lebendigen Gott kennenlernen und annehmen.

VIKTOR: Die Geschichte jedes Landes und jeder Kultur weist positive und negative Elemente auf. Wir möchten die wichtigsten herausgreifen, um den Menschen eine Grundlage für ihr Wissen vermitteln zu können. Es geht um die Beziehungen der verschiedenen christlichen Gruppierungen untereinander und jene der Christen zur Gesellschaft und zum Staat. Denn all diese Beziehungen müssen heute neu geschaffen werden, von einer möglichst positiven Grundlage aus.

Das Hauptproblem besteht also darin, dass Lehrbücher sehr selten sind. In Gebieten wie Geschichte oder Mathematik hat sich in der sowjetischen Periode vieles entwickelt und ist veröffentlicht worden. Auf religiösem Gebiet war dies nicht möglich. Und die Bücher, die es früher gab, sind (wie beschrieben) verschwunden. Nun helfen uns zum Beispiel emigrierte Russen in Paris beim Druck neuer Bücher, denn wir müssen alle Lehrbücher und Unterlagen veröffentlichen, bevor wir sie den Studenten überhaupt verteilen können.

Wie viele Studenten sind in Ihren Kursen eingeschrieben?

VIKTOR: Für den Kurs in Moskau selbst meldeten sich 700 Interessenten; wir nahmen 65. Eine ganze Anzahl hat irgendwann aufgegeben, weil sie den akademischen Ansprüchen nicht gewachsen waren. Andere fanden es zu anstrengend, denn es sind ja Abendkurse, zu denen noch ziemlich viel Heimstudium kommt. Am Korrespondenzkurs nehmen 6000 teil. Auch da mussten wir zuerst die Bücher drucken, wieder mit beträchtlichen Schwierigkeiten; denn wer interessiert sich schon, eine Auflage von bloss 6- bis 10 000 Büchern zu drucken? Für die neuerlaubten Kriminalromane oder die Mode-Trend-Bücher über Astrologie beginnt man z. B. mit einer Auflage von 500 000.

Welche Art Bücher verteilen Sie den Studenten?

VIKTOR: Wir bieten ihnen Texte und Bücher über Kirchen- und Liturgiegeschichte, Dogmatik und Texte der frühkirchlichen Geschichte. Die Studenten wollen ein tieferes Verständnis und eine tiefere Kenntnis der Bibel erreichen. Vor allem das Studium des Neuen Testaments führt sehr schnell zum Bedürfnis, die Kirchengeschichte besser kennenzulernen und damit auch die Grundlagen der verschiedenen Glaubensrichtungen. Wir versuchen also, den Hunger der Menschen nach einem besseren Verständnis, nach mehr Wissen zu stillen. Wenn sie einmal alle diese Grundlagen haben, dann müssen sie selbst wählen, sich entscheiden für ihr Leben.

Ein weiterer Grund für den Korrespondenzkurs ist die Tatsache, dass unser Erziehungssystem in den letzten Jahrzehnten so ausgearbeitet worden ist, dass keine Möglichkeit zu einem Spätstudium mit vierzig oder so be-

steht. Hat man also einmal die falsche Wahl getroffen, bleibt der Fehler für immer. So bietet unser Kurs auch Älteren eine Chance, und dass wir sechzigjährige Korrespondenzstudenten haben, ist etwas völlig Neues. Die Mehrzahl der Eingeschriebenen ist denn auch zwischen zwanzig und dreissig.

Sind Sie bezahlt für Ihre Arbeit? Sie können sie ja unmöglich in Ihrer Freizeit erledigen?

VIKTOR: Nein, diese Arbeit tun wir freiwillig und unentgeltlich, aber verdienen alle daneben etwas. Einige von uns arbeiten an der Veröffentlichung der Bücher – auch solcher, die wir einem breiten Publikum verkaufen und mit dem Erlös das Programm organisieren und weitertragen können.

Was ist Ihnen in der Schweiz aufgefallen?

TANJA: Nun, die Organisation, die Technik – das muss ja gelingen! Aber die Schweizer müssen einsehen, dass Ordnung und Sauberkeit nicht als Selbstzweck existieren können.

Welches sind Ihre grössten Sorgen?

TANJA: Am meisten fürchte ich die Aggressionen, die nun freigesetzt werden, die Spaltungen und Spannungen. Die Kirche spielt da nicht immer eine sehr hilfreiche Rolle, weil sie alte Ressentiments eher noch schürt. Auch sie braucht eine grössere Offenheit. Wir müssen einsehen, dass die Orthodoxie uns nicht gehört: Sie ist ein lebendiger, weltweiter Glaube.

VIKTOR: Was uns hier in Caux gefällt, ist die Offenheit, in der Konflikte angegangen werden. Bei uns hat jeder so lange isoliert, vom andern getrennt gelebt. So hat unser Aufenthalt hier geholfen, uns zu öffnen, uns aus dieser isolierten Mentalität zu lösen. ▶



Tallinn, Estland: Das mittelalterliche Rathaus

«Jeder Anruf wird beantwortet»

Nach dem Tod ihres Gatten wollte die polnische Rechtsanwältin Maria Sawicka «ihre Liebe zu ihm mit andern teilen, die solche Liebe vielleicht nie gekannt hatten». Durch Krankheit an ihr Bett gefesselt – die ärztliche Prognose lautete auf Nie-wieder-gehenkönnen –, beschloss sie, ein Notteléfono für Bedrängte einzurichten. Da ihr die Behörde, der dieses Vorhaben suspekt war, keine gebührenfreie öffentliche Linie zugestehen wollte, entschied sie sich, ihre private Nummer auf eigene Kosten dafür einzusetzen. Warum und wie sie dies tut, berichtet sie im folgenden:

1792 wurde Polen dreigeteilt und von Österreich, Russland und Preussen einverleibt. In den folgenden 126 Jahren wurde ein ständiger Druck gegen den geschichtlichen und kulturellen Fortbestand der polnischen Nation ausgeübt. Trotzdem erlangte Polen 1918 seine Unabhängigkeit wieder, vor allem dank dem starken Patriotismus der polnischen Familien und der Geistlichkeit.

In ähnlicher Form wiederholte sich dies nach dem Einmarsch der Deutschen und der Sowjets 1939 und ebenso in der 44jährigen Periode kommunistischer Herrschaft in Zentral- und Mitteleuropa. Besetzer wie kommunistisches Regime versuchten stets, überlieferte christliche Werte zu zerstören

Fortsetzung von Seite 3

TANJA: Getroffen hat uns auch die Tatsache, dass das, was in diesem Haus geschieht, in 45 Jahren erarbeitet worden ist. Diese langfristige Sicht ist uns eher fremd. Wie ein Philosoph es einmal ausdrückte, sind wir Russen eher bereit, eine Revolution zu organisieren, ja sogar für eine Sache zu sterben, als für die Zukunft unserer Kinder und Enkel zu arbeiten.

VIKTOR: Auch beeindruckt uns die Art, wie hier Beziehungen geknüpft werden – unabhängig von Kultur, Religion – einfach weil die Menschen sich als Personen, mit ihrer Tiefe und ihren Anliegen, als von Gott geschaffen anerkennen und begegnen. Dieses Ansprechen des ganzen Menschen, mit dem Tiefsten, was in ihm vorgeht, tut bei uns not, denn an solchem herrscht grosser Mangel.

Was wünschen Sie sich am meisten für die nähere Zukunft?

VIKTOR: Natürlich wünschen wir uns mehr Mitarbeiter, mehr Mittel. Aber vor allem möchte ich einfach den Menschen geben, wonach sie sich so sehr sehnen: Grundlagen für all das, was sie über das Christentum wissen möchten.

TANJA: Ein weiteres grosses Anliegen ist uns, dass die offizielle Kirche, die während all dieser Jahre dem Staat gehorcht hat, dies nicht einfach weiter tut, sondern zu einer echten, lebendigen christlichen Gemeinschaft wird.

Interview: Marianne Spreng
Christine Jaulmes

und die Rolle der Familie in der Gesellschaft herabzusetzen. Die systematische moralische, materielle und biologische Zerstörung der polnischen Gesellschaft zeigte katastrophale Auswirkungen. Jährlich Hunderttausende von Abtreibungen, ein hoher Prozentsatz alleinstehender Mütter, Alkoholismus und sinkender Lebensstandard für viele – all dies ist ein trauriges Erbe vergangener Jahrzehnte. Deshalb brauchen so viele polnische Familien eine moralische Wiedergeburt und mehr oder weniger ständige soziale Fürsorge.

Die «Telefon-Familie»

Am 25. November 1981, drei Wochen vor Verhängung des Kriegsrechts, nahm das «Telefon Zaufania» (vertrauliches Telefon) für Schwangere und Familienangelegenheiten seinen Betrieb auf. Es war das erste Telefon auf vertraulicher Basis in Polen und ist es heute noch. Sein Hauptzweck ist der Schutz schwangerer Frauen und ungeborener Kinder – auf Vorschlag eines berühmten polnischen Gynäkologen, der auch ein Inserat in der Presse erscheinen liess.

Anfänglich konnte ich meine Wohnung nicht verlassen und verbrachte meine ganzen Tage und Abende am Telefon. Nach einigen Monaten wurde mir klar, dass ich mit den Leuten persönlichen Kontakt aufnehmen musste, um ihnen wirksamer zu hel-

fen. Gleichzeitig schloss ich, dass das grösste Unglück vieler Frauen ihre Einsamkeit war, und so schuf ich die «Familie des Vertrauens Telefons». Ich bin eine Tante für die Frauen und Grossmutter für ihre Kinder. Bis jetzt habe ich 262 Enkel! Im Schnitt erhalte ich 50 Anrufe im Tag und verbringe zwölf Stunden in der Nähe des Telefons. Jeder Anruf wird beantwortet. Statt Dank für meine Bemühungen erwarte ich, dass meine Schützlinge andern Hilfsbedürftigen beistehen.

Das Vertrauenstelefon gab Anstoss zur Gründung verschiedener Institutionen, so eine zum Schutz der Mutterschaft, das bischöfliche Adoptionsbüro und die Lebensschule für alleinstehende Mütter. Sechs Ärzte, darunter zwei Gynäkologen und zwei Kinderärzte, stehen zur unentgeltlichen Beratung zur Verfügung. In den knapp zehn Jahren seit der Inbetriebnahme des Telefons haben über zweitausend Mütter auf eine Abtreibung verzichtet und ihre Kinder zur Welt gebracht. Mehrere Tausend Personen erhielten juristische Beratung. Pro Woche verfasse ich 10 bis 15 gerichtliche Briefe. Zwischen 1986 und 1989 wurden 52 Kinder adoptiert.

Anna und Barbara

Nun ein Beispiel: Im Sommer 1982 rief eine zwanzigjährige Frau an, deren Mann sie verlassen hatte. Nennen wir sie Anna. Sie lebte in einer Wohnung ohne jeglichen Komfort und musste das Wasser im Hof holen. Es bestand Gefahr einer Frühgeburt. So zog Anna zu mir und wohnte fast anderthalb Jahre bei mir. Einige Monate vor dem Ende ihres Aufenthalts kam nachts um 1.30 Uhr ein verzweifelter Anruf



«Ich konnte ihr eine bessere Wohnung verschaffen»

Das Gefühl des Fremdseins war gewichen

Schon zweimal zuvor hatten Heinz und Gisela Krieg in dieser Zeitschrift über ihre Reisen nach Polen berichtet, die sie im Zusammenhang mit internationalen Seminaren der Moralischen Aufrüstung in Jaroslaw (Galizien) unternommen hatten. Die Themen hatten gelautet: «Evangelische Armut im heutigen Europa» und «Selig sind die Friedensstifter» (siehe Juli 1990 und März 1991). Hier ihr neuester Bericht:

Eineinviertel Jahre lagen zwischen unserer ersten und dritten Reise. Um uns die Entwicklung dieser fünfzehn Monate zu vergegenwärtigen, lasen wir unsere früheren Berichte noch einmal durch. Daran erkannten wir zunächst deutlich den Wandel in uns selbst. Nach Polen zu fahren hatte diesmal schon nicht mehr den Anstrich des Ausserordentlichen. Die Grenzprozeduren waren denkbar einfach, das Gefühl des Fremdseins war gewichen, obgleich wir der Sprache noch nicht mächtig sind. Aber die Fürsorge unserer polnischen Freunde half uns weiter. So erwartete uns morgens um 5.30 Uhr Professor Klich, Spezialist für Bergbaumaschinen, auf dem Hauptbahnhof Krakau, kaufte uns die Fahr- und Liegewagenkarten und setzte uns in den richtigen Zug.

von einem Mädchen, nennen wir sie Barbara. Es war Ende Herbst. Barbara rief von einer Kabine aus an. Ich schlug ihr vor, zu mir zu kommen, was sie sofort tat. Nach einer Woche ging sie zu ihren Eltern zurück. Sie war drogensüchtig. Später besuchte sie mich wieder und blieb drei Monate bei mir und Anna. Die Mädchen mochten sich gut und beschlossen, mit Annas Baby in Annas Wohnung zu ziehen. Einige Monate darauf besuchte mich ein junger Mann – nennen wir ihn Jan –, Mitglied einer katholischen Jugendgruppe. Er wollte mir helfen, und ich schickte ihn zu Barbara, denn ich dachte, wenn sie jener Gruppe beiträte, könnte sie mit den Drogen aufhören. Doch das Leben korrigierte meine Pläne. Barbara stahl Annas Geld und blieb bis heute verschwunden. Jan und Anna verliebten sich und heirateten. Während Jan in der Armee war, gelang es mir, Anna durch ein staatliches Büro eine bessere Wohnung zu verschaffen. Dort leben sie nun mit ihren zwei Kindern.

Zukunftspläne

Viele ledige Mütter haben keinerlei Tätigkeit. Für sie möchte ich ein Trainingszentrum einrichten. Die meisten ihrer Kinder leiden an Bronchitis oder Lungenentzündung. Ich möchte ein Zentrum für jährliche Luftkuren schaffen. Beide Projekte müssen aber warten, denn dazu fehlt uns noch das Geld.

Maria Sawicka, Łódź

In der Stadt Jaroslaw kennen wir uns inzwischen schon aus. Die Tagung fand diesmal in einem Franziskanerkloster statt. Die Benediktinerinnen haben die Restaurierung des grossen Klosters, in dem die ersten zwei Tagungen stattgefunden hatten, in die eigene Regie zurückgenommen. «Das ist gut», sagt Renata, die Studentin aus Krakau, die dort mitgearbeitet hatte. «So können wir uns mehr um die Menschen kümmern, statt unsere ganze Kraft in Gebäude zu investieren.»

Diesmal waren wir mit drei andern Teilnehmern im Privatquartier. Vier Zimmer des Einfamilienhauses waren von uns belegt. Auch in der Nachbarschaft wohnten Gäste. Auf diese Weise bekommen immer mehr Einwohner Jaroslaws Kontakt zur Moralischen Aufrüstung. Verpflegt wurden wir in einem Hort für behinderte Kinder, dessen Küchenbelegschaft für uns das Wochenende durcharbeitete.

Viele der polnischen Teilnehmer kannten wir entweder aus Caux oder von den ersten beiden Tagungen in dieser Stadt. Aber es gab auch neue Gesichter: eine ganze Gruppe aus Litauen (vorwiegend Mitarbeiter des Fernsehens) und Teilnehmer aus Lwow (Lemberg), dem früheren polnischen Teil der Ukraine.

Gemeinsame Fragen

Als ausländische Gäste waren Dänen, Franzosen, Österreicher, Briten, Deutsche und Südtiroler erschienen. Anhand des nach dem Ersten Weltkrieg Italien zugeschlagenen Teils von Tirol als klassischem Beispiel der Minderheitenproblematik konnten alle Entwicklungen aufgezeigt werden wie: vorsätzliche Ansiedlung der Mehrheit im Minderheitsgebiet, Unterdrückung der Sprache und Reaktion der Bevölkerung mit Verweigerung, manchmal auch Terroranschlägen. Frieda Thaler

Estnische Fernseh-Reportage

Unter den zahlreichen Konferenzteilnehmern, die diesen Sommer aus Osteuropa angereist waren, befanden sich zwanzig Esten. Der Direktor des Kinderchors Lootus (Hoffnung) (siehe Bildbogen in der Caux-Information 8/9/10 1991) berichtet, dass Ende August, am Tag nach dem Zusammenbruch des Moskauer Putsches, Radio Estland in seiner Nachrichtensendung eine zehnminütige Reportage über die Tagungen in Caux «Demokratie beginnt mit mir» ausstrahlte. Der Radiosprecher kommentierte «das ungewöhnlich grosse Verständnis und Interesse», das man in Caux den neuen Demokratien in Osteuropa entgegenbringe.

aus Meran berichtete eindrücklich, wie durch die veränderte Haltung einiger Politiker aus beiden Lagern ein für alle Beteiligten annehmbares Autonomiestatut ausgearbeitet werden konnte. Aber auch Frau Thaler selbst hatte eine persönliche Entscheidung getroffen: Sie hatte bewusste Schritte auf die italienischstämmige Bevölkerung zu getan und sich dafür entschuldigt, dass sie nicht eher dazu willens gewesen war. Dieser Bericht regte das Denken aller Teilnehmer an.

Eine polnische Künstlerin, die bei Kriegsende aus ihrer Heimatstadt Lwow (Lemberg) hatte fliehen müssen, wandte sich leidenschaftlich gegen Tendenzen in Polen, das verlorene Gebiet zurückhaben zu wollen. «Auch wenn ich mit ganzem Herzen an meiner Heimatstadt hänge, möchte ich doch die Ergebnisse des Krieges nicht mehr korrigieren. Es hat so viel Leid und Elend gebracht, und es würde neues Unrecht entstehen. Lasst uns nicht über Grenzverschiebungen sprechen, sondern Brücken der Freundschaft und des Vertrauens bauen!»

Belanglosigkeiten?

Unmittelbar darauf wurde eine solche Brücke geschlagen, als eine in Lwow wohnende, aus Armenien stammende junge Jüdin die Ängste der Juden vor Feindseligkeiten schilderte und den daraus folgenden, allgemein verbreiteten Wunsch, die Sowjetunion zu verlassen. Ein Pole sprang spontan auf und bat um Verzeihung für die antisemitischen Schmierereien in seinem Land, und sie streckte ihm ihre Hand entgegen.

Belanglosigkeiten anlässlich der Weltprobleme? Nein, umgekehrt! Wo solches Vertrauen nicht geschaffen worden ist, sind Ereignisse wie jene in Jugoslawien vorprogrammiert.

Gisela Krieg

SPENDENAKTION GEHT WEITER

Erneuerungsarbeiten am Dach des Westturms von Mountain House

«Bewegt waren wir, als ein junger osteuropäischer Freund sagte, er wolle pro Tag, den er in Caux verbracht hatte, einen neuen Ziegel spenden, und uns zusätzlich zur Deckung seiner Aufenthaltskosten einen hartverdienten 100-\$-Schein dafür überreichte», schreibt A.S. Aktueller Stand: Vor einem Monat berichteten wir, dass von den benötigten SFr. 234.000.– bereits SFr. 65.000.– an Spenden eingegangen waren. Per 17. Oktober hatte der Fonds Franken 89.596.– erreicht.

Ein Ziegel kostet mit Montage: SFr. 11.70. Weitere Spenden werden gerne entgegengenommen.

«Dann tu es einfach!»

Dieser Wahlspruch hat David Allbrook in die Hungerbekämpfung, die Hospice-Bewegung (Pflege Todkranker), zum Vorsitz von Amnesty International in Australien und zur Pionierarbeit für medizinische Ausbildung in Ostafrika geführt. Ein Akademiker also, der an die Tat glaubt.

«Wie zum Teufel wollen Sie den Tod verkaufen?» fragte der Direktor des Fernsehstudios. Ein Wohltätigkeitsprogramm zugunsten einer Pflegestation für Todkranke garantierte seiner Meinung nach, dass die Zuschauer auf einen anderen Sendekanal umschalteten. Aber David Allbrook, Direktor der Abteilung für fortgeschrittenen Krebs im Master Hospital von Newcastle (Australien) trug den Sieg davon, und die Sendung brachte 2,4 Millionen australische Dollar ein.

Solche Situationen genießt Allbrook. Wo andere nur Probleme sehen, erkennt er Möglichkeiten. Das hat seiner Laufbahn als Arzt und Professor die Würze gegeben.

Ein weiteres Beispiel: Als 1974 die Nachricht von der Hungersnot in Äthiopien weltweit im Fernsehen verbreitet wurde, wachte Allbrook nachts mit dem hartnäckigen Gedanken auf: «Was willst du in dieser Sache tun?» Früh am nächsten Morgen rief er das zuständige Regierungsamt an. «Wir schicken ein Flugzeug mit hochwertigen Protein-Biskuits», sagte man ihm. «Wollen Sie die Sendung begleiten?» Überrascht, aber unerschrocken sagte er zu. Wenige Tage darauf war er für eine Bestandesaufnahme in Äthiopien. Auf seine Empfehlung hin beteiligte sich Australien an einem Programm für die ärztliche Versorgung der Bevölkerung in Tigre, der meistbetroffenen Provinz.

Aus ähnlichem Antrieb trat er Amnesty International bei, nachdem er einen Vortrag über Gefangene aus Gewissensgründen gehört hatte. Während dreier Jahre diente er der Organisation als deren australischer Präsident.

Ein Gefühl inneren Friedens

Allbrooks Einstellung zum Leben entspringt seinem Glauben. «Als schüchterner englischer Jugendlicher», erzählt er, «begegnete ich Menschen der Oxfordgruppe (der späteren Moralischen Aufrüstung). Ihre Lebensfreude packte mich. Alle Generationen und Bevölkerungsschichten waren vertreten. Sie glaubten daran, dass Gott den Menschen schöpferische Ideen geben kann, welche die Gesellschaft zu verändern vermögen.»

Sie schlugen ihm den Versuch vor, in der Stille auf Gottes Weisungen zu horchen.

«Wenn ich so in der Stille dasass, überkam mich oft einfach ein Gefühl inneren Friedens. Nach und nach kamen auch Gedanken, und ich schrieb sie auf. Manchmal entwickelte sich durch inneren Aufruhr hindurch langsam ein Wissen um den Weg, den ich einschlagen sollte. «Dann tu es einfach!» wurde zu meinem Wahlspruch.»

Bewerbung abgelehnt

Allbrook studierte Medizin am University College, London (UCL) und war Sekretär des Christlichen Studentenbundes der Londoner Universität. Hier lernte er Mary kennen, eine Krankenschwester, die einen Kurs für medizinische Missionsarbeit besuchte. Diese war auch sein Ziel, jedenfalls

puppte sich als Arzt, der Mitarbeiter suchte, die an der neuen medizinischen Fakultät der Universität von Makerere in Uganda unterrichten könnten. Bald brachen die Allbrooks nach Afrika auf.

«Knochen langweilten mich»

Vielleicht war es diese Erfahrung, die sie lehrte, Rückschläge als Chancen zu verstehen, durch die Gott ihnen etwas Besseres zeigen konnte. Sollte dies zutreffen, dann war der Lernprozess noch nicht abgeschlossen: Kurz vor ihrer Ankunft wurde die medizinische Schule durch eine Explosion zerstört; ausser der grossen Knochen Sammlung im Untergeschoss war wenig übriggeblieben. «Knochen langweilten mich», schmunzelt Allbrook. Aber bald faszinierte ihn ihre Aussage über die Entwicklung des Menschen. Im benachbarten Kenia machte der Forscher Louis Leakey zu jener Zeit Entdeckungen über die Ursprünge der Menschheit. Bald führte auch Allbrook Expeditionen durch, deren eine den Dryopithecus, eine 20 Millionen Jahre



Mary und David Allbrook

damals, als sie sich 1949 trauen liessen. So traf es beide hart, als sich bei ihm eine vermeintlich geheilte Tuberkulose wieder meldete und seine Bewerbung für einen Dienst in den Tropen abgelehnt wurde.

Allbrook widmete sich nun im UCL der Erforschung von Muskelkrankheiten. Auf seiner täglichen Fahrt zur Arbeit sass er oft einem Mann gegenüber, der sich – mit typisch englischer Zurückhaltung – nach etwa zwei Monaten vorstellte. Er ent-

alte Vorstufe der heutigen Menschenaffen, entdeckte.

Solche Funde führten ihn dazu, die Biologie des Menschen im Zeitenlauf zu studieren. Allmählich erkannte er, dass der Evolutionsprozess nicht bloss durch biologische Kräfte, sondern auch durch menschliche Entscheidungen bestimmt wurde. Wenn dies stimmte, musste die biologische Menschenforschung auch untersuchen, warum Menschen eine bestimmte Wahl treffen.

Wieder unterwegs

In Makerere stürzte er sich in die Aufgabe, ein medizinisches Ausbildungsprogramm zu entwerfen, das den Bedürfnissen Afrikas Rechnung trug. «Seine Hingabe und seine Energie waren beeindruckend», erinnert sich ein ugandischer Kollege, Professor John Kibukamusoke. Mehr als 110 Studenten schrieben sich ein; Allbrook wurde Dekan und betätigte sich als Berater bei der Errichtung nationaler medizinischer Fakultäten in Kenia und Tansania.

Aber 1965 erkrankte er schwer an Gelbsucht und dann an einer ebenso schweren Depression. Viele Abteilungen in Makerere wurden bereits von afrikanischen Ärzten geleitet. Die vier Kinder der Allbrooks, von denen drei in Afrika zur Welt gekommen waren, hatten das Mittelschulalter erreicht, und so beschloss die Familie, die Zeit für den Abschied sei gekommen.

Kontroverse Vorlesungen

Allbrook wurde als Anatomieprofessor an die Universität von Westaustralien berufen. Hier konnte er seine ganzheitliche Betrachtungsweise der medizinischen Ausbildung weiterentwickeln. «Er hielt Vorlesungen über Themen, die auf Skepsis stießen, zum Beispiel über den Zusammenhang von Glauben und Bewusstsein», erinnert sich ein Kollege, Professor Peter Newman, heute ein prominenter Städteplaner Australiens. Allbrook vertritt die Ansicht, dass die westliche Medizin moralische und geistige Faktoren unterschätzt habe; dies müsse korrigiert werden.

Als zum Beispiel die Abtreibungsgesetze revidiert wurden, lud Allbrook die Öffentlichkeit in die Aula der Universität ein und sprach über die Gefahren einer undifferenzierten Liberalisierung. Als die Monash-Universität in Melbourne – eine Vorreiterin für Experimente mit menschlichen Embryonen – ihr bioethisches Institut einrichtete, reiste er hin, um mit zwei bekannten reformfreudigen Richtern eine öffentliche Debatte zu führen. Auch an der englischen Universität Cambridge verbrachte er ein Jahr mit Vorlesungen über medizinische Ethik.

Ethik war für ihn nie eine Sache der Theorie

Ethik war für ihn nie eine Sache der Theorie. Schon in Uganda hatte er einen persönlichen Grundsatz formuliert: «Nichts verstecken und, wenn etwas schief gelaufen ist, sofortige Bitte um Entschuldigung und sofortige Wiedergutmachung.» So entdeckte er eines Tages in Westaustralien, dass er in eine zerstörerische Rivalität zwi-

schen Abteilungsvorstehern verwickelt war. Er ging zu einem der Professoren und entschuldigte sich. «Nun, wir sind alle schuldig», war dessen Antwort. Die Beziehungen verbesserten sich danach spürbar.

«Eines haben wir gelernt», meint Mary Allbrook: «Im Leben geht es nicht darum, Schwierigkeiten zu umgehen; wenn sie auftauchen, müssen wir uns hindurcharbeiten.» Früh hatte sie sich entschieden, für ihre Kinder und die vielen andern ein Zuhause zu schaffen, die sich in Scharen bei Allbrooks einfanden. Als die Kinder dann ausgeflogen waren und man Allbrook zum Rektor des Kingswood College ernannte, wurde Mary Vorsteherin der Studentinnen. Allbrooks Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Muskelregeneration führte vor kurzem zur Entdeckung ei-

ben hatte und begann, seine Kinder zu porträtieren; an Tom, der in seinen letzten zwei Wochen von seiner Familie und Freunden umsorgt wurde und mit ihnen eine wunderbare Zeit von «Freud und Leid» erlebte. Solche Menschen beweisen die Möglichkeit eines Neuanfangs, auch in der verzweifeltsten Lage. Sie verdienen die beste Fürsorge, die die Gesellschaft bieten kann.» Deshalb wurde auch das eingangs erwähnte Wohltätigkeitsprogramm im Fernsehen ausgestrahlt, und Allbrook und seine Kollegen staunten über das Echo bei der Bevölkerung von Newcastle. Heute, nach zwei Jahren, ist die Pflegestation fast betriebsbereit.

Das Erdbeben

Nicht lange nach der Ankunft der All-

**«Eines haben wir gelernt:
Im Leben geht es nicht darum, Schwierigkeiten zu umgehen;
wenn sie auftauchen, müssen wir uns hindurcharbeiten»**

ner neuen Behandlungsmethode für Kinder mit Muskeldystrophie.

Kurz vor seinem Ruhestand 1987 verwirklichte er einen langgehegten Wunsch: die Eröffnung eines Instituts für Humanbiologie, welches das menschliche Leben umfassend studiert.

Wiedersehen mit Uganda

Von Australien aus hatten Allbrooks mitansehen müssen, wie Uganda unter Amin und Obote in einem blutigen Chaos versank. Sobald es möglich war, reiste Allbrook wieder dorthin, lachte und weinte mit seinen ehemaligen Studenten, war von dem heroischen Mut derer, die eine medizinische Versorgung aufrechterhalten hatten, beeindruckt und half, die zusammengebrochenen Dienste wieder aufzubauen. Allbrooks hatten beabsichtigt, im Ruhestand für längere Zeit nach Afrika zurückzukehren, aber dann erkrankte Mary, und ihre Behandlung bedingte stetige medizinische Überwachung.

Die beste Fürsorge

Es ist typisch für die beiden, dass sie trotz dieser Enttäuschung sofort eine neue Herausforderung annahmen. Schon früher hatte er eine Pionierin der Sterbehospiz-Bewegung, Cicely Saunders, kennengelernt und die Einführung ihrer Ideen in Australien gefördert. Jetzt übernahm er die Leitung der Abteilung für schmerzlinde- nende Pflege im Master-Hospital in Newcastle.

Die Fürsorge für Menschen mit fortgeschrittenem Krebsleiden ist, wie er sagt, eine Inspiration. «Da muss ich sofort an John denken, der nur noch Wochen zu le-

ben wurde Newcastle von einem schweren Erdbeben heimgesucht. In den folgenden Monaten verzögerten Konflikte innerhalb der Stadtbehörde die Wiederaufbaumaßnahmen. In der Hoffnung, dass sich durch eine neue Perspektive auch in den Beziehungen etwas verändern liesse, organisierten Allbrooks eine Wochenendtagung. Unter den 250 Teilnehmern waren auch Politiker, Gewerkschaftler, Akademiker und Stadträte, die aus eigener Erfahrung berichteten, wie Zwietracht geheilt werden konnte. Am Schluss einer Versammlung reichte der Bürgermeister einem seiner schärfsten Gegner im Rat die Hand. «Er hat den bei Ärzten seltenen Wunsch, dass man mit ihm arbeite, nicht für ihn», sagt Allbrooks Sekretärin. «Er stellt hohe Ansprüche, aber seine überschäumende Begeisterung steckt an.»

Auf die Frage, was ihn ansporne, antwortete er:

«In der Arbeit mit Amnesty International stieß ich auf institutionalisierte Grausamkeit, und mein Mitleid galt den selbstgerechten Folterern ebenso wie ihren ruinierten Opfern. Eine Gesellschaft kann sich selbst zerstören. In der Geschichte gibt es viele tragische Beispiele dafür. Heute haben wir alle Mittel, um unseren Lebensraum zu zerstören oder aber eine gesunde Weltordnung zu entwickeln. Es hängt ganz und gar von gewöhnlichen Menschen ab, die sagen: «Dafür bin ich zuständig und dafür werde ich mich einsetzen, koste es, was es wolle.» Der Weg könnte steinig, unsere Füße blutig und wir selbst erschöpft werden. Doch das bewusste Antworten auf Gottes Ruf schenkt eine Befriedigung, die mit Worten nicht beschrieben werden kann.»

Interview: John Bond in «For a Change»

In Kürze...

Oft wird uns von Lesern die Frage gestellt: «Und wie ging es dann weiter?» Zeitungsberichte im allgemeinen und teilweise auch jene der Caux-Information geben naturgemäss oft Momentaufnahmen wieder. Die Frage, wie sich Einzelne oder Situationen im Lauf der Zeit weiterentwickeln, drängt sich auf, geht es doch zuallererst darum, wie sich Menschen inneren oder äusseren Herausforderungen stellen und ihnen begegnen.

Immer wieder gibt es Hochs und Tiefs, aber überall, wo Einzelne eine innere Erneuerung annehmen, erste Schritte wagen, werden Samenkörner gesät. Einiges davon bleibt unsichtbar, anderes wächst an unerwarteter Stelle auf unerwartete Weise.

Deshalb freut es uns, wenn wir von Zeit zu Zeit in der Rubrik «In Kürze...» weiterführende Berichte über Personen und Ereignisse bringen können, über die bereits früher in unseren Spalten etwas zu lesen war. Wir erwähnen jeweils die Ausgabe, in der dies erschien, um Ihnen das Lesen des Beitrags als «Fortsetzung» zu ermöglichen.

Unverminderter Einsatz für Verständigung

Kurz nachdem die Rassenunruhen in Newcastle vor einigen Wochen in den nationalen Schlagzeilen erschienen waren, trafen sich in Tirley Garth, dem Konferenzzentrum der Moralischen Aufrüstung in Mittelengland, auf Einladung von Hari Shukla (Beauftragter für interrassische Beziehungen des Bezirks Tyne-and-Wear) Menschen aus den zehn grössten Städten Grossbritanniens. Shukla selbst ist indischer Abstammung und kam 1972 von Uganda nach England. (In der Aprilausgabe dieser Zeitschrift berichteten wir über seinen Werdegang und seinen Einsatz für zwischenrassische Verständigung.)

Diesmal hatte er eine Konsultation zwischen Angehörigen verschiedener Glaubensrichtungen einberufen. Das Wochenende wurde durch Gebete der vier vertretenen Weltreligionen eingeleitet. «Schon einmal habe ich hier an einer Tagung teilgenommen», sagte ein Beamter aus einem Armenviertel der Region Liverpool. «Mir lag daran, wiederzukommen, denn hier treffe ich Menschen, die an die Wurzeln der Probleme in unserer Gesellschaft gehen, während ich mich die meiste Zeit mit Symptomen zu befassen scheine.» Dasselbe gelte für die Medizin, bekräftigte ein Arzt, der zum erstenmal dabei war, und erwähnte als Beispiel die Aids-Krankheit. «Wir brauchten nicht über Einzelheiten unserer Glaubensbekenntnisse zu diskutieren», sagte ein Teilnehmer nachher, «denn wir waren eines Geistes.»

des Naga-Volkes aus dem äussersten Nordosten Indiens, schreibt:

Wie empfangen eine einzigartige Gruppe aus Australien – einzigartig deshalb, weil drei von ihnen Aborigines (Ureinwohner) aus dem Norden des Landes waren. Sie besuchten uns in Begleitung von Ron Lawler, der mit Frau und Kindern seit einigen Jahren bei den Aborigines in der Nähe von Darwin in den Northern Territories arbeitet, wo er sich als weisser Australier um die leider rasch aussterbenden Ureinwohner seines Landes kümmern will (siehe Juli-Ausgabe 1990). Auf der Reise durch Indien war der Besuch bei den indischen Ureinwohnern (Adivasis) in den Staaten Bihar und Gujarat für die Australier besonders interessant. Sie lernten Kultur und Traditionen, Tänze und Musik kennen und besuchten verschiedene Projekte auf dem Gebiet der Erziehung, der Ausbildung in traditionellem Handwerk, Solarenergie- und Bio-Gas-Projekte, Aufforstungsprogramme usw.

Zu ihrem Erstaunen wurden die australischen Ureinwohner in den Strassen von Madras in der tamilischen Sprache angesprochen. Ob dies ein Hinweis ist, dass dieses Volk vor Urzeiten aus dem südlichen Indien auf seinen kanuartigen Schiffen nach Australien gefahren ist?

Gestern Feinde – heute Gesprächspartner

Horacio Benitez aus Argentinien stattete England seinen zweiten Besuch seit dem blutigen Krieg um die Falkland/Malvinas-Inseln (1982) ab. Er war damals als einer der jüngsten Offiziere schwer verletzt aus dem Krieg zurückgekehrt, hatte wie viele seiner jungen Kameraden keine Arbeit gefunden und war deprimiert. Später, an einer internationalen Tagung, konnte er sich mit seinen Feinden, den Engländern, versöhnen und entwickelte danach die ersten Ideen, wie er sich um seine zahlreichen arbeitslosen und verbitterten Kameraden kümmern könnte (siehe Mai-Ausgabe 1987).

Mit seinem diesjährigen Besuch in England und anschliessend in England verfolgte er einen dreifachen Zweck: Hilfe für einige seiner immer noch traumatisierten Mitkämpfer; die Ausweitung der von ihm mitbegründeten Veteranen-Konsumgenossenschaft; Beihilfe zur Gründung einer Stiftung für schwer traumatisierte Veteranen, die auch zehn Jahre nach dem Krieg noch keine Arbeit finden. Während seines Aufenthalts besprach er sich mit einem Arzt, der in der Behandlung solcher Trauma-Folgen spezialisiert ist, und mit einigen britischen Falkland-Veteranen. Einer von ihnen schenkte Horacio seine Basenmütze, die er während des Einsatzes auf den Malvinas getragen hatte.

Besuche in genossenschaftlichen Unternehmen gaben ihm Anregungen und Ideen für seine Arbeit zu Hause. In den letzten Jahren haben Horacio und seine Kollegen eine gut funktionierende kleine Genossenschaft aufgebaut, die 40 Personen, vor allem ehemaligen Soldaten, einen Arbeitsplatz bietet. Wie er berichtet, stösst dieses Unternehmen auf das Interesse jüngerer Leute, die sich vom korrupten System abwenden wollen.

AZB 3084 Wabern

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso	Adresse ungenügend insufficiente Indirizzo insufficiente	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	Annahme verweigert Refusé Respinto	Gestorben Décédé Decesso
Abgereist Partito Partito				

CAUX-
Information

Ureinwohner besuchen Ureinwohner

Niketü Iralu, einer der Verantwortlichen des indischen Konferenzentrums Asia Plateau, Panchgani, selber ein Angehöriger

Fotos: Bräckle, Mayor, Spreng, Sursham

Caux-Information
Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Verena Gautschi, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Marianne Spreng
Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13
Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, Eggemann, Uhlendstrasse 20, D-4390 Gladbeck
Abonnement: Schweiz: Fr. 32.–, Deutschland: DM 42.–, übrige Länder: s.Fr. 37.–
Postcheckkonten: Schweiz: 60-12000-4, Caux-Information, CH-6002 Luzern
Deutschland: 2052-751 Postcheckamt Karlsruhe, Caux-Information, CH-6002 Luzern
Erscheinungsweise: 12mal jährlich
Druck: BUGRA SUISSE Buechler Grafino AG, 3084 Wabern-Bern